This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

600019877

19c

Die

Physiognomik der Griechen.

Rede

zur Feier des Geburtstages

Sr. Maj. des Deutschen Kaisers Königs von Preussen

Wilhelm I.

gehalten

an der Christian-Albrechts-Universität

am 22. März 1884

von

Richard Foerster,

Professor der Alterthumswissenschaft.

Kiel 1884.

Zu haben in der Universitäts-Buchhandlung.

Druck von Schmidt & Klaunig.

Mas. d. 1

Die

Physiognomik der Griechen.

Rede

zur Feier des Geburtstages

Sr. Maj. des Deutschen Kaisers Königs von Preussen

Wilhelm I.

gehalten

an der Christian-Albrechts-Universität

am 22. März 1884

von

Richard Foerster,

Professor der Alterthumswissenschaft.

Kiel 1884.

Zu haben in der Universitäts-Buchhandlung.

Druck von Schmidt & Klaunig.

165593 d. 1

Hochansehnliche Versammlung!

Wieder ist ein Jahr im Leben unsers verehrungswürdigen Kaisers verflossen, ein Jahr zwar nicht ganz frei von Fügungen, welche Sein warmfühlendes Herz schmerzlich berührt haben, aber ungleich reicher an Freude. Es ist Seiner Majestät vergönnt gewesen in fast ungestörter körperlicher und geistiger Frische die zahllosen Pflichten Seines hohen Regentenberufes zu erfüllen, Seinem Lande und damit Europa den Frieden als gesichertes Gut zu erhalten; es ist Ihm vergönnt gewesen „dem stolzen Denkmal an den Ufern des Rheins zum ewigen Gedächtnis der glücklich wiedererrungenen Einheit Deutschlands, aber auch als ernstem Wahrzeichen für die erstarkte wehrhafte Macht des geeinten deutschen Reiches in feierlicher Stunde die Weihe zu erteilen“ und „sich mit der gesamten evangelischen Christenheit im Andenken an den grossen Reformator zu erhebender Feier vereinigt zu wissen“. Er hat den siebzigsten Jahrestag des bei Bar sur Aube unter den Augen des Vaters gemachten Waffenganges in einer für Ihn selbst auszeichnungsvollen Weise begehen dürfen; Er ist durch die Geburt eines blühenden Urenkels, dessen Mutter eine Tochter aus Schleswig-holsteinischem Fürstenhause ist, beglückt worden; endlich, was die Herzen der Kieler noch ganz besonders freudig bewegt, der theure Enkelsohn ist von langer gefahrvoller Seereise glücklich heimgekehrt; heut darf Er ihn umarmen. Rühmet Er am heutigen Tage: der Herr hat Grosses an mir getan auch im verflossnen Jahre, so steigen auch überall, wo deutsche Zungen klingen, die Stimmen des Dankes und mit diesen heisse Segenswünsche fürs neue Lebensjahr zum Lenker der Geschicke empor. Und diese Wünsche wie die Festesfreude macht auch die Christian-Albrechts-Universität zu den ihrigen. Nicht nur dass sie viele Beweise Seiner landesväterlichen Huld erhält, unter Seiner Regierung Blühen und Gedeihen empfängt; sie weiss ihre Geschicke mit denen des erhabnen Herrscherhauses für alle Zeiten untrennbar verbunden,

sie hängt in allen ihren Gliedern in ehrerbietigster Treue, Liebe und Verehrung an ihrem Kaiser und König.

Wenn die Universität auch in einer Zeit, wo sie diesen ihren Gefühlen und Gesinnungen nicht mehr in lateinischer, sondern — man darf wol sagen passender Weise — in der Muttersprache festlichen Ausdruck verleiht, einen Vertreter der Wissenschaft des klassischen Altertums zum Redner bestellt, so darf dieser in dieser Ehre die Anerkennung finden, dass die Liebe zum klassischen Altertum alle, welche auf höhere Gesittung Anspruch machen, verbindet. Er darf daher, an welcher Stelle auch immer er in das Altertum hineingreift, der Teilname sicher sein. Nicht würdig aber würde sich die klassische Philologie dieses ihres Vorzugs erweisen, wenn sie vergässe, dass die Liebe zum klassischen Altertum eben nur die Grundlage unsrer humanen Bildung ist, wenn sie mit dem Anspruche aufträte die Kultur unsrer Zeit meistern zu wollen, wenn sie nur geben, nicht empfangen, sich nicht in Reih und Glied mit den Schwester-Wissenschaften, auch den jüngeren, stellen, nicht mit ihnen enge Fühlung behalten oder suchen, sich von der Gegenwart oder gar von der Pflege des rein Menschlichen lossagen wollte. Die klassische Philologie empfängt auch von der Gegenwart reiche Befruchtung, schon indem sie von ihr lernt neue Fragen an das Altertum zu stellen. Und wenn auch die Griechen in der Plastik das Höchste, in der Baukunst und Poesie Vollendetes, in der Wissenschaft mit geringen Mitteln Grosses geleistet haben, so ist doch die Zahl der Probleme, welche sie ungelöst oder nicht genügend gelöst der Nachwelt überliefert haben, eine ansehnliche. Auch der stattliche, für die Handschriften- und Bücherschätze der Universität bestimmte Neubau, dessen Einweihung wir entgegenharren, mahnt uns wie zur Pietät gegen die, welche vor uns waren, so daran, dass die Arbeit des menschlichen Geistes eine unendliche, nie ruhende ist.

Von diesem Standpunkte sei die folgende wenn auch kleine, so doch liebe Geburtstagsgabe dargebracht!

Das Programm, welches Sie zur Feier des heutigen Tages eingeladen hat, handelt von einer dem Aristoteles zugeschriebenen Schrift über Physiognomik. Wie das Wort Physiognomik von den Griechen stammt, so haben diese auch die Lösung des Problems, wie sich das Innere des Menschen in seinem Aeusseren kund gebe, zuerst in Angriff genommen. Und so sei es gestattet an dieser Stelle einiges zu sagen über die Entwicklung und Bedeutung, welche die Physiognomik

bei den Griechen gehabt, und über den Einfluss, welchen sie auf die Nachwelt geübt hat.

Vor 100 Jahren freilich wäre dieses Thema viel populärer gewesen. Da sprach fast jeder Gebildete für oder gegen die Physiognomik. Da erkannten ihr die einen den Rang einer Wissenschaft ab, die anderen erwarteten die Errichtung von besonderen Lehrstühlen für diese „menschlichste und göttlichste Wissenschaft", für diese „Wissenschaft der Wissenschaften", ein Anderer und kein Geringerer als der junge Göthe erhob sie zur Kunst, indem er sie unter den Schutz der Musen stellte. Auf die Frage der wegen eines Angriffs von Musäus besorgten Physiognomisten:

Sollt' es wahr sein, was uns der rohe Wandrer verkündet,
Dass die Menschengestalt von allen sichtlichen Dingen
Ganz allein uns lüge, dass wir, was edel und albern,
Was beschränkt und gross, im Angesichte zu suchen
Eitele Thoren sind, betrogne, betrügende Thoren?
Ach! wir sind auf den dunkelen Pfad des verworrenen Lebens
Wieder zurückgescheucht, der Schimmer zu Nächten verfinstert

lässt er den Dichter die siegesgewisse Antwort geben:

Hebet eure zweifelnden Stirnen empor, ihr Geliebten!
Und verdient nicht den Irrthum, hört nicht bald diesen, bald jenen!
Habet ihr eurer Meister vergessen? Auf! kehret zum Pindus,
Fraget dorten die Neune, der Grazien nächste Verwandte!
Ihnen allein ist gegeben der edlen stillen Betrachtung
Vorzustehn! Ergebet euch gern der heiligen Lehre,
Merket bescheiden leise Worte! Ich darf euch versprechen:
Anders sagen die Musen, und anders sagt es Musäus.

Aber auch heut darf der Gegenstand noch auf einiges Interesse bei den Freunden der Wissenschaft rechnen. Hat sich doch der Bann, welcher bald nach jenem Dichterwort durch eigne Schuld auf die Physiognomik fiel und lange Zeit auf ihr geruht hat, angefangen zu heben. Hat doch die moderne Wissenschaft, besonders nachdem sie erkannt hat, dass die Gemütsbewegungen bei allen Völkern in übereinstimmender Weise ihren Ausdruck finden, von neuem den Versuch gemacht auch der Physiognomik einen wenn auch beschränkten, so doch zuverlässigen Inhalt zu geben, sie auf wissenschaftliche Grundlagen zu stellen. Und selbst wenn diese Versuche abermals fehl schlagen sollten, ja wenn wir in der Erklärung des Zusammenhanges von ἦθος und εἶδος wirklich

vor ein Ignorabimus gestellt wären: aufhören werden die Fragen nach dem Verhältnis des seelischen Lebens zu den Aeusserungsformen desselben niemals.

Jeder Mensch treibt unbewusst Physiognomik. Schon das Kind sieht sich diejenigen, welche sich ihm nahen, darauf hin an, wessen es sich von ihnen zu versehen hat. Täglich mustern Menschen die Gesichter der ihnen Begegnenden und suchen in den Mienen derer, mit welchen sie in Berührung kommen, zu lesen, auch wenn sie aus vielfältiger Erfahrung wissen, wie trügerisch dieses Geschäft sei. Nennen wir nicht das Auge den Spiegel der Seele, reden von einem bösen Blick, von einer Denkerstirn?

Endlich wer möchte die Bedeutung dieser Physiognomik für die dramatische Kunst, für Plastik und gar für die Malerei läugnen!

Der Sinn für Physiognomik ist bei den Griechen zu hoher Entwicklung gelangt. Ein klassischer Zeuge, Johannes Müller, rühmt in seinem epochemachenden Werke „Zur vergleichenden Physiologie des Gesichtssinnes des Menschen und der Thiere“ an den Griechen die Feinheit und Tiefe des Blickes und die sinnreiche und treffende sprachliche Wiedergabe des Beobachteten.

Noch lässt sich, glaube ich, die Schule der physiognomischen Beobachtung, welche sie durchgemacht haben, einigermassen aufzeigen. Sie haben mit dem Ausgeprägtesten begonnen und mit dem Feinsten geendet. Die frühsten Objekte, an denen sich ihr Blick bildete, gehörten der Tierwelt an. Gewis war auch bei den Griechen in ältester Zeit die Scheide zwischen Mensch und Tier bei weitem nicht so tief als später; es bestand vielmehr jenes traulich naive Verhältnis, auf dessen Boden die Tierfabel entspross, und von welchem einzelne Züge, wie jene Zwiegespräche, welche Götter oder Helden mit ihren Rossen halten, die Thränen und Weissagungen der Rosse des Achill, noch in die Ilias hineinragen. Aber beachtenswerter ist wol für die in Rede stehende Tatsache, dass die Physiognomie wenigstens vieler Tiere eine besonders charakteristische, deutliche und energische Ausprägung hat. Dessen wird man sich auch bewusst an der Prägnanz von Bezeichnungen wie ein „Fuchsgesicht“, ein „borstiger Sinn“, eine „Schmeichelkatze“. So kam es, dass Vergleiche von Helden mit Tieren, wie des Aias mit einem Esel, des Paris mit einem Rosse, völlig unanstössig waren, ja dass der Vergleich des Agamemnon mit einem Stier im zweiten Gesange der Ilias sich

unmittelbar an den Vergleich mit Zeus, Ares und Poseidon anschliesst.[1]) Und bei der Lebhaftigkeit des hellenischen Geistes blieb auch die Uebertragung von äusseren und inneren Eigenschaften der Tiere auf Menschen nicht aus. Das grosse dunkle Auge, welches an der Kuh anziehend gewesen war, übertrug man auch auf Frauen; daher „die kuhäugige Hera" oder „die kuhäugige Klymene"[2]). So erhielt ein Mann mit schlankem Halse den Namen Kyknos „Schwan". Hatten sie am Rosse den Stolz, am Löwen die Kühnheit erprobt, nannten sie Männer mit gleichen Eigenschaften „Hipponoos oder Hippomenes" (Rosssinn), „Thrasyleon (Löwenkühn) oder Pantaleon" (Ganz-Löwe). So nennt sich auch Helena, wenn sie sich selbst anklagt, dass sie das Gebot der Sittsamkeit verletzt habe, bald „Hündin" bald „hundsäugig", und der wütende Achill ruft dem Agamemnon zu: „der du die Augen einer Hündin und das Herz eines Hirsches hast" d. i. du Schamloser und Furchtsamer. Und wie beliebt diese Betrachtungs- und Redeweise blieb, zeigt, dass Simonides von Amorgos, der Verläumder des weiblichen Geschlechts, in seinem Spottgedicht den Vergleich der Frauen mit allen bösen Tieren durchführt, dass Pindar seine Landsmännin, die Dichterin Korinna, mit dem unschmeichelhaftesten Tiernamen belegt haben soll, dass die attische Komödie in der schonungslosen Ausbeutung irgend einer Aehnlichkeit von Personen mit Tieren eine nie versiegende Quelle des Spottes gefunden hat, dass der Philosoph Antisthenes und nachmals Diogenes den Spitznamen „der Hund" erhalten haben. Und bereits vor Aristoteles fand der Versuch alle menschlichen Physiognomien auf 2 bis 3 Tiertypen zurückzuführen Beifall;[3]) Aristoteles selbst stellt es als Aufgabe der Physiognomik hin durch Beobachtung und Vergleichung verschiedener Tiere, welche dieselbe innere Eigenschaft (z. B. Tapferkeit) haben, die dieser Eigenschaft zugehörigen äusseren Attribute zu finden; und in der uns noch erhaltenen physiognomischen Litteratur nimmt gerade diese zoologische Physiognomik den breitesten Raum ein. Einzelheiten daraus hier mitzuteilen, scheint ebenso erlässlich wie die Bedenken zu wiederholen, welche in den genannten Schriften selbst gegen die Zuverlässigkeit dieses Schlussverfahrens erhoben worden sind.

Eine zweite Schule physiognomischer Beobachtung eröffnete sich den Griechen, als sie, ein historisches Volk geworden, mit fremden Völkern in längeren Verkehr und dauernde Berührung traten.

---

[1]) Il. β, 477 sq. Vgl. Aesch. Agam. 1125 sq.

[2]) Il. γ, 144.

[3]) Arist. de gen. anim. IV, 3 p. $769^b 20$.

Allerdings waren auch den Griechen des homerischen Zeitalters auffällige Aeusserlichkeiten an fremden Völkern keineswegs entgangen. So gibt die Sitte der Abanten ihr Haar nur am Hinterkopfe wachsen zu lassen schon in der Ilias Anlass sie im Gegensatz zu den „hauptbehaarten Achäern“ als die „hinten behaarten“ zu bezeichnen. Dieselben können lehren, dass die Beobachtung fremder Völker sich auch bereits auf mehr oder weniger geistige Eigenschaften erstreckte: die Abanten heissen auch „die mutschnaubenden“ und „hochgemuten.“ Aber von einer Beziehung dieser äusseren auf die inneren Eigenschaften ist keine Rede. Dass die Griechen damals schon die Phoenizier als die „sehr verschlagenen“ [1]) kannten, wird uns nicht Wunder nehmen, aber der Gesichts-Typus dieses Volkes gab ihnen keinen Anlass zur Hervorhebung. Anders wurde es, als sie durch längere Reisen und besonders durch Aussendung von Colonien mit Völkern in Berührung kamen, welche einer andern Rasse angehörten, noch dazu einer von der ihrigen so verschiedenen Rasse, wie die der Aethiopen, oder mit Völkern, welche wieder von diesen so verschieden waren wie die Skythen am Schwarzen und Asowschen Meer und die Thraker; desgleichen als Angehörige dieser Völker, sei es, wie der skythische Fürst Anacharsis, als wissbegierige Reisende, oder als Gesandte oder als Schiffsbemannung oder als Sclaven nach Griechenland kamen und nun Gegenstand fortgesetzter Beobachtungen wurden. Wie mussten den Griechen, welche im allgemeinen kräftig schlanken Körperbau, lichte Hautfarbe, ins Blonde schlagendes, nur leicht gelocktes Haar, helle lebhaft glänzende Augen, gerade Nasen, feine Lippen hatten, — wie mussten ihnen auffallen die schwarzfarbigen, wollhaarigen, stülpnasigen, dicklippigen, krummbeinigen Aethiopen, und andrerseits wieder die fuchsroten oder gelbfarbenen, fettleibigen, krummnasigen Skythen oder die hellroten Thraker! Nun nahmen sie aber an diesen Völkern auch bald gewisse Charaktereigenschaften wahr, und so liess auch hier der Schluss vom Aeusseren auf das Innere nicht lange auf sich warten, ja derselbe erhielt eine Art wissenschaftlicher Stütze, als die hippokratische Lehre von dem Zusammenhange des physischen und des geistigen Zustandes, wie er durch Bodenbeschaffenheit und Klima bedingt sei, sich Bahn brach, um bald zu einer fast allgemeinen Anerkennung zu gelangen.

So kam es, dass man einem Menschen, je nachdem er Aehnlichkeit mit einem Aethiopen, Skythen oder Thraker zu haben schien,

[1]) Od. *o*, 419. Vgl. ξ, 288.

Feigheit oder Leidenschaftlichkeit oder Jähzorn zuschrieb. Desgleichen verband man in späterer Zeit mit den äusseren Eigenschaften, wie sie der Kelte oder der Germane besass, schlankem Körper, mähnenartig herabhängendem blonden Kopfhaar, weicher und weisser Haut — Tapferkeit und Elan, aber auch Ungelehrigkeit und Treulosigkeit; mit den Körpereigenschaften des Syrers Leichtsinn, Neuerungssucht, Witz, aber auch Verschlagenheit. Und allmählich schärfte sich der Blick besonders unter dem Himmel von Attika immer mehr auch für die Feinheiten der Stammes-Individualitäten. Man erkannte einen Ionier wie am Aeusseren, so auch an den geistigen Eigenschaften, der Lebendigkeit und Wissbegierde, der Unruhe; Neuerungssucht, Verweichlichung. Dagegen galt der ritterliche Aeoler als kühn und leidenschaftlich, aber auch als stolz und hochfahrend; der gedrungene Dorer als ruhig, ausdauernd, gesetzlich, männlich-einfach, aber auch als schwerflüssig, der Sohn der arkadischen Berge als rauh, der Bewohner der böotischen Ebne als stumpf wie gegen Schmerz, so gegen die Genüsse des Geistes, der Athener als beweglich und für Eindrücke empfänglich, als wissbegierig und scharfsinnig, als witzig und anmutig.

Jedoch fehlte es allmählich nicht an Stimmen, welche auch auf das Trügerische dieser Völkerphysiognomik hinwiesen. So heisst es in einem Fragment des Lustspieldichters Menander[1]):

Wer von Natur zum Guten wol geschaffen ist,
ist, wenn er auch ein Aethiope, edler Art,

und das Vorurteil gegen den Skythen wird mit dem Hinweis auf den edlen einfachen und wissbegierigen Anacharsis bekämpft. Der Verfasser der aristotelischen Physiognomik weist unter anderm darauf hin, dass derartige Völker-Beobachtung stets subjektiv sei. In der Tat hat im Altertum, wie in der Neuzeit, die Beurteilung entfernt wohnender Völker sehr geschwankt; Skythen und Germanen sind zeitweise als Barbaren verachtet, zeitweise mit dem Zauber der Romantik umkleidet worden. Endlich die Beobachtung der Völker erstreckte sich nicht immer auf das Wesentliche und war namentlich nicht auf scharfe Scheidung, z. B. der Aethiopen und Aegypter, der Kelten und Germanen, bedacht.

Viel ergiebiger als diese ethnologische Methode der Physiognomik erwies sich eine dritte Beobachtungsweise, welche als pathognomische zu bezeichnen sein dürfte, insofern sie auf die Beobachtung der Aeusserungen der Gemütsbewegungen im Körper, besonders im Gesicht

[1]) Fr. com. IV, 229. Bei Stobäus floril. 86,6 sind die 3 uns hier interessirenden Verse fälschlich dem Epicharm zugeschrieben.

des Menschen gerichtet war und aus den Formen jener auf die entsprechende Gemütsanlage, den Charakter, schloss.

Gewis ist die Beobachtung der Zeichen, welche die Gemütsbewegungen dem Gesichte aufdrücken, auch bei den Griechen lange unbewusst geübt worden. Homer ist nicht nur ein Meister in der plastischen Schilderung körperlicher Bewegungen — ich erinnere nur an die Art, wie ein kräftiger Händedruck bezeichnet wird: „und er wuchs ihm in die Hand“ —, er ist auch ein feiner Kenner und Künder der Gemütsbewegungen: er kennt das Scheue des erschreckten Kindes beim Astyanax, welcher eingeschüchtert durch den Helmbusch des Vaters, der ihn umarmen will, sein Gesicht in die Brust der Amme birgt; er kennt auch Thränen der Freude an Andromache, als sie Hektor beten hört, die Götter möchten ihren Sohn noch tapferer machen als den Vater und er möge einst reiche Kriegsbeute der Mutter heimbringen; er kennt das Sprühen der Augen am zürnenden Agamemnon, das flammende Auge und das Schäumen des Mundes an dem in rasendem Kampfe begriffenen Hektor, den drohend gesenkten Blick des Zeus, als er sich von seiner Gemahlin getäuscht sieht; er kennt so gut das gezwungene Lächeln, bei welchem nur die Lippen beteiligt sind, an der Hera, welche ihre Gefühle vor den andern Göttern bemeistert und lächelt, wo es ihr, der eben von ihrem Gemahl gescholtenen, nicht zum Lachen ist, wie das grimme todesverachtende Lachen am tapfern Aias, als er sich einem Stärkeren, dem Hektor, gegenübersieht [1]). — Desgleichen legt er seinen Göttern und Helden sowol äussere als innere Eigenschaften bei: sein Zeus ist ihm „weitblickend“ und „tiefsinnig“, sein Menelaos „blond“ und „tüchtig im Schlachtruf“, „lieb dem Kriegsgott“; aber von einem Zusammenhange dieser äusseren und inneren Eigenschaften ist noch fast nirgends eine Andeutung. Die Zeichen geistiger Fähigkeit oder seelischer Zustände werden wol in der Gestalt, Stellung, Bewegung des Körpers oder eines Teiles desselben, aber noch nicht im Gesichtsausdruck gefunden. Nur im Hinblick auf die Körpergestalt erklärt Euryalos den Odysseus für einen Handelsmann [2]); nicht wegen des Blickes, sondern weil er an alle herantritt, bezichtigt Antinoos denselben der Unverschämtheit, [3]) und wenn Odysseus, sich zum Reden erhebend, wie ein Dummer oder

---

[1]) Vgl. Il. ζ, 466 und 484; α, 104; ο, 18 und 101; η, 211.

[2]) Od. ϑ, 159.

[3]) Od. ϱ, 449.

Grimmiger aussieht,[1]) so ist das Tertium Comparationis nicht sowol die Beschaffenheit des Blickes, als die regungslose Stellung, bei welcher auch der Blick am Boden haftet.

Dem entsprechend legt Homer auch den Körperteilen nur äussere Attribute, z. B. den Augen nur solche, welche sich auf Glanz oder Farbe beziehen, bei. Anders bereits Sappho, wenn sie von einem sehnsuchtsvollen Lächeln spricht, und Aeschylus, wenn er die Iphigenie ihre Opferer mit dem mitleidsliebenden Pfeil des Auges treffen lässt[2]). Bei Euripides träufelt der Liebesgott Sehnsucht aus seinen Augen in die Seelen derer, welche er bezwingen will, ist die Haarlocke des Dionysos schmachtender Sehnsucht voll, spricht aus den gehobenen Augenwimpern des Agamemnon Unverschämtheit[3]). Da sehen wir den Boden für die pathognomische Physiognomik vollständig bereitet. Und auch diese erfuhr eine gewisse Förderung von der hippokratischen Medicin. Wenn diese aus dem Aussehen des Menschen auf sein körperliches Befinden, insbesondere auf die Störung des Wohlbefindens durch Krankheit oder herannahenden Tod schloss, so war, wovon Stellen im zweiten und sechsten Buch der unter Hippokrates Namen gehenden Epidemien Zeugnis ablegen, der Schritt nicht gross, aus gewissen Aeusserlichkeiten auf das Temperament und damit auf den Charakter zu schliessen. Am Ende des fünften Jahrhunderts erfreute sich diese Art von Physiognomik in Athen vielfacher Anerkennung und bildete einen Gegenstand lebhafter Erörterung. Während Euripides noch davor warnt[4]) sich aus dem Anblick zu Abneigung oder gar zu Hass verleiten zu lassen, herrscht in den Gesprächen, welche Sokrates bei Xenophon mit Künstlern führt, volle Uebereinstimmung darüber, dass sowohl Seelengrösse und Edelmut, als auch niedrige und unedle Gesinnung, sowohl Besonnenheit und Klugheit, als auch Uebermut und Unverstand durch das Gesicht und die Haltung des Menschen hindurch scheinen. Man versteht, wie es einem Sokrates um Beobachtung nicht blos seiner selbst, sondern auch anderer zu tun war, wenn auch der Mann, welcher die Tugend für lehrbar erklärte, für fromm nur den hielt, welcher wisse, was den Göttern gegenüber Recht sei, weit davon entfernt war das Gesicht zum Massstabe für die Beurteilung des sittlichen Charakters zu machen. — Aber auch unfreiwillig hat gerade er der

[1]) Il. γ, 216 sq.
[2]) Sapph. fr. 2 und Aesch. Ag. 225.
[3]) Eur. Hippol. 535. Bacch. 456. Iph. A. 378.
[4]) Med. 219.

Physiognomik starke Anregung gegeben. Obgleich die zahlreich erhaltenen Portraits nichts weniger als ein anmutendes Bild seiner Persönlichkeit geben, so muss man dieselben doch noch als stark idealisirend bezeichnen, wenn man sich an die durchaus glaubwürdigen Zeugnisse seiner Zeitgenossen und Schüler hält. Aus einem kugelförmigen Kahlkopf glotzten zwei grosse, weit hervortretende, zugleich nach aussen und nach unten gerichtete Augen, ähnlich denen des Krebses oder des Stieres — nur der Glanz an ihnen war schön; aus dem bleichen Gesicht trat eine Nase mit eingedrücktem Rücken und aufgestülpten Flügeln hervor; der breite und verzerrte Mund erinnerte an den des Esels; die Lippen waren dick und wulstig. Dazu ein Hängebauch und krumme Beine. So erschien er auch seinen Freunden nicht einem Menschen, eher einem Zitterrochen vergleichbar. War nun auch der Satz, dass eine schöne Seele nur in einem schönen Körper wohne, ja auch nur, dass Schönheit und Geist einträchtig bei einander wohnen, damals so wenig wie heut allgemein anerkannt, vielmehr von den Erfahrensten, dem vielgewandten Odysseus und dem klugen Aesop, bestritten worden, so musste es doch manchem Freunde der Physiognomik und des Sokrates viel zu denken geben, dass dieser hässlichste aller Sterblichen die Gaben des Schönheitssinnes, der Wahrheitsliebe, der Mässigkeit, des Verstandes und Witzes in hervorragendstem Masse besass, dass, um mit seinem Liebling Alkibiades zu reden, in diesem Silensgehäuse ein Gott steckte. Und eine Geschichte, welche dem Ausdruck gibt, dürfte für etwas mehr als blosse Erfindung zu halten sein. Als ein fremder Berufs-Physiognom — noch gab es in Griechenland nicht solche Leute, welche aus der Physiognomik ein Geschäft machten — nach Athen kam, schien niemand geeigneter die Kunst des Mannes auf die Probe zu stellen als Sokrates. Die Freunde führten ihm diesen zu, und das Ergebnis der physiognomischen Diagnose war, dass Sokrates ein beschränkter, stumpfsinniger und sinnlichen Ausschweifungen ergebener Mensch sei. Darob grosses Gelächter, besonders bei Alkibiades. Sokrates aber gab dem Manne Recht mit der Bemerkung, dass jene Fehler allerdings bei ihm als Naturanlage vorhanden, jedoch tapfer bezwungen worden seien. Die Geschichte machte grosses Aufsehen. Als Name des Physiognomen wird Zopyros genannt. Da Cicero[1]) die Geschichte so

[1]) Cic. de fat. 5,10, der wol wie Tusc. IV, 37,80 aus Poseidonios schöpft. — Auf diese Geschichte scheint auch zurückzuführen, dass das Aeussere des Sokrates in der späteren physiognomischen Litteratur eine Rolle spielt. Mit Vertauschung der Namen Sokrates und Hippokrates ist die Geschichte durch arabische Quellen ins Mittelalter übergegangen. Vgl. Rose de Arist. libr. ord. p. 223.

erzählt, dass ein Dialog zu Grunde zu liegen scheint, ein Dialog Zopyros aber von dem Sokratiker Phaidon vorhanden war, so liegt die Vermutung nahe, dass dieser Dialog an die Geschichte anknüpfte, wie auch der φυσιογνωμονικός eines anderen Sokratikers, des Antisthenes, ein Gespräch über Physiognomik enthielt.

Seit dem vierten Jahrhundert hat sich das Interesse für die pathognomische Physiognomik, wie für Physiognomik überhaupt, noch gesteigert. Aristoteles redet ihr das Wort, und nach seinem Vorbilde die Peripatetiker, desgleichen die Häupter der Stoa, Zenon, Kleanthes, Poseidonios, wie später die Neu-Platoniker und Neu-Pythagoreer. Das grösste Ansehen erlangte dieselbe in der Kaiserzeit. Ein Polemon zur Zeit Hadrians stand im Rufe allen Menschen in die tiefsten Falten des Herzens zu blicken und die Bedeutung aller Eigentümlichkeiten des Aeusseren zu erkennen, und benützte den Schein dieser Gabe, um unbequeme Gegner zu discreditiren. Schon vorher hatte die Physiognomik bei den Römern dankbarstes Entgegenkommen gefunden. Die Gebildetsten standen unter ihrer Herrschaft. So Cicero, welcher dem L. Piso die Schlechtigkeit, dem Caesar die Neigung zur Tyrannei ansehen wollte; so Caesar, welcher wolbeleibte und wolfrisirte Männer, wie Antonius und Dolabella, um sich haben wollte, die hageren und bleichen aber mied, ähnlich wie später Gregor von Nazianz schon als er mit dem Prinzen Julian in Athen studirte, in dessen Aeussern die Zeichen der Bosheit des Apostaten wahrzunehmen glaubte. Die Physiognomik artete in Zeichendeuterei und schändlichen Aberglauben aus.

Diesen Schattenseiten stehen aber auch Lichtseiten der von der Physiognomik geübten Einwirkung gegenüber, bei denen es verlohnt etwas länger zu verweilen. Diese Einwirkung äusserte sich am meisten auf dem Gebiete der dramatischen und der bildenden Kunst.

Mit der Hervorhebung des seelischen Lebens uud der Vertiefung in der Charakteristik der handelnden Personen des Drama musste auch eine Verfeinerung in der Bildung der Gesichts-Masken eintreten. Längst hatte die Maske aufgehört nur zur Unkenntlichmachung des Darstellers zu dienen, und war ein Abbild der wirklichen oder eingebildeten Züge des Darzustellenden geworden. So gab die Maske des nationalen Drama in Athen einfach die Züge des Individuums wieder, mochte dieses Kleon oder Theseus sein. Als aber mit Anfang des vierten Jahrhunderts das Drama, insbesondere das Lustspiel, nicht mehr bestimmte Personen, sondern ideale menschliche Typen vorführte, zum Charakterstück wurde, musste auch die Maske einen Charakter por-

traitiren. Und eine je feinere und schärfere Charakteristik sich der Dichter angelegen sein liess, um so grösser wurde auch die Aufgabe des Maskenverfertigers. Da galt es dem alten Hirten, dem schlichten Bauer, dem treuen Diener, dem durchtriebenen Sclaven, dem Schalk, dem arglistigen Schmeichler, dem urteils- und schamlosen Parasiten, dem eingebildeten hochmütigen Küchenhelden, dem groben Fischhändler, dem säbelrasselnden Prahlhans, dem braven jungen Mann, dem Elegant, dem gestrengen Herrn, dem milden Greis, der alten Magd, dem geschwätzigen Kammerkätzchen, dem jungen Fräulein, der frechen Courtisane, dem prahlerischen Perser, dem verfressenen Böoter, dem schlauen Phoenizier, kurz allen Rollen galt es die Maske nicht nur in der Farbe der Haut und der Haare, sondern auch in der Spannung der Haut, in den Wangen, Lippen, der Nase, der Stirn, den Augen anzupassen. Nur der Mund war ausgenommen, da er zum Zwecke grösserer Verständlichkeit der Rede immer weit geöffnet blieb. Ein erhaltenes Verzeichnis zählt einige vierzig Masken allein für die Komödie auf. Und hebt man die besseren der uns in Gemälden, Elfenbein oder Terracotta erhaltenen Masken oder Schauspielerstatuetten aus und bringt die in der Natur der Komödie liegende Uebertreibung in Anschlag, so wird man die Anerkennung berechtigt finden, dass die Leistung des Maskenarbeiters nicht selten erfolgreich bemüht gewesen ist mit der des Dichters gleichen Schritt zu halten. So begreift man, dass die grössten Gelehrten von Griechenland und Rom, Aristophanes von Byzanz und Varro, die Masken für einen würdigen Gegenstand ihrer Schriftstellerei hielten, und noch mehr, da die Maske ganz wesentlich zum Erfolge einer schauspielerischen Leistung beitrug, dass der grösste Tragoede Roms, Aesop, die Maske nie anlegte, ohne sie vorher eifrig in allen ihren Feinheiten studirt zu haben, und dass ein anderer, der gefeierte Komiker Ofilius Hilarus, beim Mahle nach einer mit grossem Beifall aufgenommenen Vorstellung die Maske bekränzte.

Aber auch bei denjenigen Aufführungen, welche, wie der Mimus, der Maske entbehrten, musste es als Aufgabe des Darstellers erkannt werden nicht blos die vorübergehenden Gemütsbewegungen, sondern auch den Charakter des Darzustellenden zum Ausdruck zu bringen.

Vom Mimen wiederum lernte der Redner, der Lehrer der Philosophie und der Rhetorik. — Unter Wechselwirkung mit der Komödie entwickelte sich eine eigene Gattung des Lehrvortrags und der schrift-

stellerischen Prosa: die Zeichnung von Charakteren[1]) (Charakterismos, Ethopoiia). Schon von Theophrast, dem Schüler des Aristoteles und Lehrer des Menander, wird erzählt, dass er diese seine Vorträge durch entsprechende Mimik und Gestikulation illustrirte[2]), und das erhaltne Schriftchen über die Charaktere lässt wenigstens noch ahnen, in wie weit in diesen Charakterismen die Behandlung des Aeusseren Berücksichtigung fand. In ähnlicher Weise pflegten seine Nachfolger im Lehramt, Lykon und Ariston, desgleichen Epikur und seine Schüler diesen Zweig der Litteratur. Mit einer starken Dosis von sarkastischem Humor war derselbe versetzt in den Schilderungen, welche im dritten Jahrhundert vor Chr. der Kyniker Menipp von gewissen sonderbaren Leuten, wie rechthaberischen und eingebildeten Philosophen, eitlen Phrasendrechslern, schwülstigen Poeten, verzückten Propheten gab, Schilderungen, welche unter den Römern vielleicht schon dem Lucil zum Studium, sicher dem Varro zum Vorbilde dienten, und an welche einzelne Anklänge auch bei Horaz, Petron, Apulejus, am meisten aber in den Dialogen des Lucian zu finden sind. Köstlich liest sich des letzteren Schilderung des schönen Moderhetors mit dem hyacinthenartig gelocktem Haupthaar, dem süsslichen Blicke, der weichen Stimme, dem beweglichen Nacken, dem sich wiegenden Gange, oder die Schilderung des dürren und schmutzigen, aber hochmütigen Bettel-Philosophen mit dem langen Barte, dem sich sträubenden Kopfhaar, den wichtigtuerisch gehobenen Augenbrauen u. a.

Auch die historische Biographie blieb, zumal sie ja besonders von Peripatetikern gepflegt wurde, von der Physiognomik nicht unberührt, indem sie die inneren und äusseren Eigenschaften ihrer Helden in Einklang zu bringen suchte, der äusseren Erscheinung ein Ethos, z. B. der Schönheit die Bravheit, beilegte. So bezeichnete schon Theopomp die Erscheinung des Iphikrates als die eines Feldherren, Aristoxenos die des Sokrates als überzeugungsvoll und vertrauenerweckend, Dikaiarch die des Pythagoras als gross und edel. Hier liegen mit die Wurzeln jener gefeierten Charakteristiken, welche wir von einem Catilina, Pompejus, Tiber, Agricola bei Sallust, Velleius, Tacitus lesen. Aber auch dass man sich überhaupt um das Aussehen des Menschen mehr bekümmerte, ist auf das gesteigerte Interesse an der Physiognomik

[1]) Im Keime liegt dieselbe schon in gewissen Charakterschilderungen bei Platon z. B. in der herrlichen Schilderung der beiden Rosse Phaedr. p. 253 sq. und in der Schilderung des τιμοκρατικός, ὀλιγαρχικός, δημοκρατικός Polit. VIII p. 548 sq. Vgl. Siebeck, Gesch. der Psychol. I, 1, 241 und I, 2, 260.

[2]) Vgl. Athen. I p. 21 A.

zurückzuführen. Wie sich die Spuren davon in der Poesie schon bei Euripides, unter seinem Einflusse in der jüngeren Tragödie und Komödie, danach auch bei Plautus, Terenz, sowie im Roman finden, so wurde es auch in der Geschichtsschreibung Mode das Aussehen eines Helden in einem bestimmten Augenblicke, als welcher zwar anfangs ein entscheidungsvoller, später aber auch ein gleichgültiger gewählt wurde, vom Scheitel bis zur Zehe zu schildern.[1]) Und wie unter den Griechen Timotheos von Athen in seiner Lebensbeschreibung der Philosophen über deren Aussehen ausführlich berichtet hatte, so gehört die Schilderung des Aeusseren bei den Römern seit Sueton zum stehenden Requisit einer Biographie, und hat des letzteren Vorbild bekanntlich noch auf Eginhards Schilderung Karls des Grossen auch im Einzelnen stärksten Einfluss geübt.

Wenn aber zu einem gewissen Charaktertypus ein bestimmtes Aeussere gehört, so musste es möglich sein auch aus dem blossen Charakter das Bild nicht nur von Persönlichkeiten, welche man nicht selbst gesehen hatte, wie von Pythagoras, sondern auch von solchen, welche überhaupt nur in der Einbildungskraft lebten, zu konstruiren. Auch dies ist geschehen und zwar wiederum, wie es scheint, zuerst von Peripatetikern. Zwei derselben, Dikaiarch und Hieronymos von Rhodos, stellten um die Wette, aber nicht in Uebereinstimmung die Gestalt des Herakles fest. Ebenso werden von Philostrat und in noch dürrerer Breite von Diktys und seinen mittelalterlichen Nachbetern die Helden des trojanischen Krieges geschildert, als handle es sich um Ausstellung eines Wanderpasses oder eines Steckbriefes, ähnlich wie in einem aus Aegypten stammenden Kaufvertrage den Namen der Verkäufer und des Käufers ein vollständiges physiognomisches Signalement beigefügt ist.[2])

Und so dürften auch jene ausführlichen Beschreibungen der Gestalt Jesu, wie wir sie bei Ioannes von Damaskos, Nikephoros Kallistos und in dem Briefe des Lentulus, des angeblichen Freundes des Pilatus, lesen, zwar dem Brunnquell frommen Sehnens entsprungen, aber doch durch jene Richtung der Litteratur genährt sein. Die alte, noch im Zustande der Unterdrückung befindliche Kirche hatte sich den Herrn, indem sie das Wort des Jesaja „er hatte keine Gestalt noch Schöne“ auf ihn bezog, unscheinbar, ja unschön gedacht; die zur Herrschaft

[1]) Vgl. Lucian *πῶς δεῖ ἱστορ. γραφ.* § 19.

[2]) Böckh, Erklärung einer ägyptischen Urkunde (Abh. d. Berl. Akad. 1821 = Kl. Schr. V, 205 sq.)

gelangte Kirche gab ihm, sich auf ein andres Wort des Alten Testaments, das des 45. Psalm „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern“ stützend, alle Züge der Schönheit und zwar bald die der ehrwürdigen Schönheit: glänzendes dunkles von den Schultern herabwallendes, in der Mitte gescheiteltes Lockenhaar, in der Mitte geteilten, nicht allzulangen roten Vollbart, helle schimmernde Augen, heitre Stirn, gerade Nase, bald, unter dem Einflusse des Madonnenkultes, die Züge holdseliger Schönheit: leise geneigtes Haupt, blondes langes, nicht dichtes etwas gelocktes Haar, blonden Bart, längliches sanftgerötetes Gesicht, braune Augen, weizenfarbige Haut.

Damit sind wir an dem Gränzgebiet der dichtenden und der bildenden Kunst angelangt, und soll jetzt kurz der Einfluss der Physiognomik auf die letztere berührt werden.

Wie die Tierphysiognomik nicht blos dazu beitrug die griechische Kunst aus einer schematisch-stilisirenden Behandlung der Tiergestalten heraus zu einer äusserst scharfen Ausprägung der Tiercharaktere gelangen zu lassen, sondern auch auf die Bildung von Idealcharakteren, z. B. des stiernackigen Herakles, von Einfluss war, so hat auch die Völkerphysiognomik die Künstler für die Bildung von Nicht-Griechen ausgerüstet. Die Menschen der ältesten griechischen Kunst sahen sich alle gleich; Nicht-Griechen wurden von den Griechen höchstens durch das Kostüm unterschieden. Die ersten Nicht-Griechen aber, deren Typus wiederzugeben die Malerei versuchte, waren gerade jene Aethiopen mit ihrem so determinirten und vom Griechischen so abweichenden Typus. Und doch wagte selbst Polygnot noch nicht den König Memnon als Aethiopen zu bilden: so sehr überwog die Vorstellung, dass der Sohn einer Göttin und ein Held nur wie ein griechischer Held aussehen könne — sondern er charakerisirte ihn nur, indem er einen jungen Aethiopier gleich einem Sclaven neben ihn stellte, wie wir es ähnlich auf einem noch erhaltenen Vasenbilde des Amasis sehen[1]). Bald aber wurde auch der König Busiris als Aethiope, Boreas als Thraker gebildet. Desgleichen wurden Skythen, in alexandrinischer Zeit Perser und Kelten, in römischer Zeit namentlich Germanen und Dacier auch in Werken der Plastik äusserst charakteristisch wiedergegeben, so dass der Anatom Blumenbach[2]) diese Leistung der antiken Plastik noch über die rein anatomische stellen wollte.

[1]) Gerhard A. Vasenb. III, 207.

[2]) Blumenbach de veterum artificum anatomicae peritiae laude limitanda, celebranda vero eorum in charactere gentilicio exprimendo accuratione. Gött. Gel. Anz. 1823, S. 1241 sq.

Ungleich bedeutungsvoller aber wurde die pathognomische Physiognomik für die Bildung des menschlichen Gesichtsausdruckes. — Der Antike die Fähigkeit für den Gesichtsausdruck absprechen, heisst sich für blind erklären. Sie hat diese Fähigkeit in hohem Masse besessen, wenn sie auch, wie Winckelmann sagt, stets bei allen Leidenschaften eine grosse gesetzte Seele zeigt d. h. die Affekte mildert. Nur hat sie die Fähigkeit nicht, wie die mittelalterliche Kunst, besessen, noch ehe sie Vollkommenheit der Bildung des Körpers erlangt hatte. Vielmehr entbehrten ihre Gestalten, auch wenn sie bereits, wie die Aegineten, mit Martin Wagner zu reden, eine erschreckende Naturwahrheit zeigten, bis auf ein starres Lächeln des Ausdrucks ganz. Ihr Gesicht folgt nicht ihren Gedanken, scheint gleichsam nicht in die Handlung hineingezogen. Dies damit zu erklären, die Menschen jener Tage hätten überhaupt physiognomischen Ausdruck gar nicht oder nur in geringem Masse besessen, scheint sehr gewagt. Wenn es auch richtig ist, dass die Individualisirung der Physiognomien im allgemeinen mit der Civilisation des Menschengeschlechts zunimmt, so reicht doch für einen solchen Umschwung, wie er sich im Gesichtsausdruck der Figuren vom Anfang des fünften bis Anfang des vierten Jahrhunderts vollzieht, nicht eine so kurze Spanne Zeit aus. Es war vielmehr ein Mangel im Auge und damit in der Hand des bildenden Künstlers. Allmälich, aber stetig, wurde dieser Mangel überwunden. Wir können noch verfolgen, wie die Augen nicht mehr aus dem Kopfe hervorquellen, sondern tiefer zu liegen kommen, wie der obere Teil der Stirn vorgeschoben, die Stirn also zu einer geraden, wie der Mund leise geöffnet wird. Das Lächeln der Aphrodite des Kalamis war bereits seiner Starre entkleidet so dass es einer späten Zeit als „ehrbar verstohlen“ erschien. Aber noch in den Gestalten des Pheidias und Polyklet war der Gesichtsausdruck beschränkt; der Zeus des Pheidias hatte wesentlich nur den Ausdruck der selbstgenugsamen Ruhe; über den Köpfen der Parthenonsculpturen liegt trotz der Bewegtheit der Handlung ein Hauch feierlicher Stille; der in Kopenhagen befindliche Kopf eines Metopenreliefs, welcher einem verwundet am Boden liegenden Griechen angehört, zeigt nur einen leisen Anflug von Trauer. Zuerst — am Anfang des vierten Jahrhunderts — gelang der Malerei der Gesichtsausdruck: gebietet diese doch an sich über bedeutendere Mittel zur Wiedergabe desselben. Die Penelope des Zeuxis war ein Abbild der Sittsamkeit, der „Demos von Athen“ des Parrhasios schon ein physiognomisches Meisterstück, das die Vielseitigkeit des attischen Volkscharakters zu voller Erscheinung

brachte. Bilder des Apelles reizten geradezu Physiognomen ihre Kunst an denselben zu versuchen. Die Plastik folgte, indem sie von der Bildung vorübergehender Gemütsbewegungen zur Ausprägung von Charakteren fortschritt. An Euphranor, der Maler und Bildhauer zugleich war, wird gerühmt, dass er die besondere Würde der Helden zum Audruck brachte; seinem Paris konnte man den Schönheitsrichter, den Entführer, den Meuchelmörder zugleich ansehen. Das Portrait Alexanders des Grossen von Lysipp war das Bild eines heldenmütigen Königs, das Portrait des Bildhauers Apollodor von Silanion war das Bild eines Jähzornigen. Desgleichen schufen die Künstler des alexandrinischen Zeitalters lediglich aus der Vertiefung in den Geist der Dichtungen Homers, der Fabeln Aesops, der Sprüche der Weisen in dem Portrait des ersteren das Bild eines leidgeprüften erfahrungs- und phantasiereichen Greises, in dem des zweiten das Bild eines kindlichguten und feinsinnigen Verwachsenen, in dem Portrait des Bias das Bild eines finstern Misanthropen, in dem des Periander das Bild eines Mannes, welcher alle Schwierigkeiten durch Ausdauer überwindet. Auch die Götterbilder sprechen, je jünger sie sind, desto weniger in Attributen, desto mehr im Kopfe den Charakter eines Gottes aus. Ein Dionysos erweist sich als solcher durch den Ausdruck süsser Versunkenheit, Apollon durch die Erregtheit und Begeisterung, Demeter durch die liebevolle Mütterlichkeit, Hera durch die Würde. Ein Kopf wie der Zeus von Otrikoli enthält den concentrirtesten mit wenigen Worten kaum auszudrückenden Inbegriff der Allmacht und Allweisheit des Vaters. Dass ein solches Kunstwerk nicht ohne volle Versenkung in die Aeusserungen des Seelenlebens geschaffen werden konnte, bedarf keines Wortes, wenn ich mich auch denen nicht anschliessen kann, welche in dem Kopf ein Zeugnis für direkte Einwirkung der Tierphysiognomik, nämlich Uebertragung der Formen des Löwen auf die des Götterkönigs, sehen wollen, sondern vielmehr in der Behandlung des Haares eine Anlehnung an die Maske erkennen möchte. Wenn Künstler wie Apelles, Euphranor, Melanthios, über ihre Kunst auch Schriften verfassten, so werden wir annehmen dürfen, dass in diesen sich auch Anweisungen zur Wiedergabe des Gesichtsausdrucks, ähnlich wie in Lionardos Buch von der Malerei, fanden.

Es erübrigt noch ein Wort über den Einfluss zu sagen, welchen die litterarisch bearbeitete Theorie der griechischen Physiognomik auf die Folgezeit gehabt hat. Die Schrift eines wahrscheinlich noch vor Aristoteles lebenden Bearbeiters der Physiognomik Loxos, welcher

dieselbe auf die Lehre vom Blute als dem Princip alles körperlichen und seelischen Lebens gründete, ist früh untergegangen und uns nur aus wenigen Anführungen bekannt.

Die älteste der uns erhaltnen Schriften ist die, welche unter dem Namen des Aristoteles geht; dieselbe huldigt in der Erkenntnis der allen drei Methoden anhaftenden Schwächen einem durchaus eklektischen Verfahren, wenn sie auch die Tierphysiognomik bevorzugt. Und dieser Standpunkt ist auch in der Schrift des Polemon, welche wir nicht mehr im Original, sondern in mehreren Ueberarbeitungen besitzen, festgehalten. Diese Litteratur nun begegnete ausgesprochenster Vorliebe bei den Arabern. Ein Produkt der auf arabischen Boden verpflanzten griechischen Doktrin ist das sogenannte „Geheimnis der Geheimnisse", der Form nach ein Sendschreiben des Aristoteles an Alexander, in Wahrheit die Anweisung, wie ein Fürst regieren, mithin auch die Menschen an ihrem Aeusseren erkennen solle. Da die Anweisung Teil einer Schrift ist, in welcher man das berühmte Werk des Aristoteles vom Staate zu besitzen glaubte, wurde dieselbe seit dem dreizehnten Jahrhundert ins Lateinische und in alle lebenden Sprachen Europas übersetzt, ja selbst in Verse gebracht. Aus ihr schöpfte Michael Scotus in einer Schrift, welche er für Friedrich II, den eifrigen Freund der Physiognomik, verfasste; aus ihr und einer spätrömischen Bearbeitung der griechischen Doktrin schöpfte Albertus Magnus in seinem grossen Werke über die Tiere, welches seinerseits den folgenden Jahrhunderten als Quelle der Belehrung diente. Die Summa aller dieser Beobachtungen zog am Ende des sechszehnten Jahrhunderts der Neapolitaner Battista Porta in seinem Werke über die menschliche Physiognomie.

Hatte die griechische Physiognomik so Jahrhunderte lang in hohe[m] Ansehen gestanden, so wurde dieselbe im letzten Viertel des v[or]
Jahrhunderts von entschiedenster Ungunst getroffen, als ein Stern
gesehener Helle am Himmel der Physiognomik au[f]
Caspar Lavater. Gleich im Eingang sei
„Physiognomischen Fragmente"[1]) giesst er d
über die Physiognomik der Vorzeit, insbes
aus, obwol er sie nur aus Porta kann
darauf (1776) auf die aristotelische
zwar einige Auszüge aus derselben

[1]) Band I, 11 und 17.
[2]) Der junge Göthe III S. 136.

Uebersetzung auf,[1]) konnte sich aber nicht enthalten dieselben mit tadelnder Zwischenrede zu begleiten und mit heftiger Verwünschung abzubrechen. Es ist nicht nötig den Grund dafür in einer Eitelkeit zu suchen, in dem Streben Entdecker einer neuen Wissenschaft zu sein.[2]) Die griechiche Physiognomik musste ihm unsympathisch sein. Denn diese beruhte einmal auf einer, wenn auch vielfach unvollkommenen, so doch ausgedehnten Beobachtung verschiedner Gattungen lebender Wesen, sodann auf Aufstellung fester Regeln. Lavater, bei voller Würdigung seiner menschenfreundlichen und warmherzigen Gesinnung muss es gesagt sein, war weder ein Mann exakter Beobachtung noch consequenter Deduktion — es war, wie Göthe sagt, nicht seine Sache festen Fuss zu fassen, ehe er fortschritt; er war ebensowenig ein Denker als ein Dichter —, sondern die Physiognomik war ihm wesentlich eine Sache des Gefühls[3]) oder des Instinkts, der Begabung, der Kunst — Göthe[4]) nennt es Glauben. Man sehe sich nur seine Schattenrisse des Platon, Praxiteles, Raffael an, um zu erkennen, dass er zwar enthusiastischer Schilderer ist, aber dass ihm zum Kritiker alles fehlt. Zweitens setzte er im Gegensatz zu den Griechen die Pathognomik zu sehr gegen die Betrachtung der festen Teile, des Knochengerüstes, besonders des Schädels hintenan, weil nur die festen Teile von der Natur gegeben, die weichen Teile aber von Zufall, Krankheit und Verstellung abhängig seien, mithin „die Pathognomik der Spiegel der Hof- und Weltleute, die Physiognomik dagegen der Spiegel der Naturforscher und Weisen sei".[5]) Nun wer von beiden, die Griechen oder Lavater, hierin den richtigeren Blick gehabt hat, darüber hat die Folgezeit entschieden.

Es weiss zwar jeder, welchen Sturm der Begeisterung Lavater nicht blos bei eitlen Menschen, sondern auch bei tiefen Geistern hervorrief, wie auch der junge Göthe den „physiognomischen Ballen" (das Manuscript der „Physiognomischen Fragmente") wälzte und zu demselben beisteuerte. Aber wie lange hat die Begeisterung gewährt!

[1]) Physiognom. Fragmente III, 63.

[2]) Allerdings hat er seinen jüngsten Biographen von der Richtigkeit dieser Meinung überzeugt. Muncker schreibt in der „Deutschen Biographie": „Eine kurze kritische Musterung der ihm bekannten früheren Schriften zur Physiognomik, die er im vierten Bande anstellte, liess klar erkennen, wie sehr Lavater in allen wesentlichen Fragen dieser Wissenschaft der Anfänger und Begründer war".

[3]) Phys. Frr. IV, 118 sq.

[4]) Der junge Göthe III S. 70.

[5]) Frr. IV, 39.

Zwar mit einem Angriff, wie ihn Musaeus in seinen „Physiognomischen Reisen“ (1778) ausführte, war wenig getan, aber wenn derselbe sagte:[1]) „Gleichwie der berühmte Dr. Semler in Halle die heiligen Kirchenväter mit ihrer Schriftdeutung durch die seinige in unsern Tagen in die Pfanne gehauen: also hat auch der Lavater in der Schweiz durch seine Gesichtsdeutung den Vater Aristoteles und alle seine Jünger und Nachfolger niedergewürgt, und werden die beyden Helden, jeder auf seinem Siegesplan, ihr Fähnlein so lange lustig schwingen, bis ein stärkerer über sie kommt, der ihnen ihre Wehr und Harnisch wieder abnimmt“, so war dieser Stärkere bereits erschienen in Georg Christoph Lichtenberg. Von der Wucht seiner Schläge hat sich Lavaters Physiognomik nicht mehr erholt. Zwar schien der Schädel-Physiognomik eine Zeit lang wieder in der Phrenologie eine Bundesgenossin zu erstehen, aber doch um bald in ihrer Nichtigkeit erkannt zu werden, und auch die „Physiognomischen Studien“ eines neuen Lavater, des bei Düppel gefallenen Sophus Schack, welche ausser auf Gefühlsphysiognomik nur auf dem Glauben an Phrenologie beruhen, entbehren jeglicher streng wissenschaftlichen Methode, und ich denke, dass auch ein Versuch, wie er jüngst gemacht wurde, „das Zarte und Anmutvolle“ in Raffaels Schöpfungen auf die Kleinheit seines Schädels zurückzuführen, ohne nachhaltige Wirkung bleiben wird. Dagegen ist der Weg, welchen die competente anatomisch-physiologische Forschung in den letzten Decennien betreten hat, um die Physiognomik auf wissenschaftliche Grundlagen zu stellen, gerade der von den Griechen gewiesene und von Lichtenberg anerkannte, nämlich sie auf der Pathognomik aufzubauen. Der Ausdruck der Gemütsbewegungen beruht auf Zusammenziehung von Muskeln; diese haben die Neigung in einer durch häufige und lange Anregung hervorgerufenen Spannung zu verharren und sich auch freiwillig bei Bewegungen zu beteiligen, und so können auch die durch solche Muskelbewegung hervorgerufenen Gesichtszüge in ihrer Haltung verharren.[2]) Mithin wohnt nicht den festen, auch nicht den wenig beweglichen, sondern nur den besonders beweglichen Teilen des Gesichts physiognomische Bedeutung inne.

Damit wird allerdings auch ein beträchtlicher Teil der von den Griechen beobachteten physiognomischen Zeichen hinfällig. — Aber auch noch in andrer Beziehung wird sich die Physiognomik, wenn sie nicht, mit

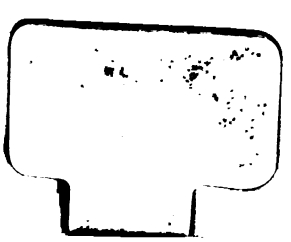
---

[1]) Musäus, Physiognom. Reisen, Altenburg 1788, III S. 52.

[2]) Vgl. Henle, anthropolog. Vorträge II, 110.

Lichtenberg zu reden, in ihrem eignen Fett ersticken soll, Selbstbeschränkung auferlegen müssen; sie hat sich des Gedankens zu entschlagen, dass die Gesichtszüge moralische Hieroglyphen seien, welche sie entziffern solle, in welchen sie untrügliche Kennzeichen des sittlichen Charakters auffinden solle. Denn der Charakter ist nicht allein das Werk der Naturanlage, sondern auch der Erziehung. Gern wird sich, denke ich, die Physiognomik der Zukunft an die Geschichte von Sokrates und Zopyros erinnern lassen, gern auch an das griechische Sprichwort: „man kann einen Menschen nicht eher erkennen, als bis man einen Scheffel Salz mit ihm gegessen hat", zuletzt aber und zumeist an das Wort: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen".

Erwächst so der Physiognomik der Zukunft ein Verlust an äusserem Umfang und Ansehen, so kann dies weder für die klassische Philologie noch für die Wissenschaft überhaupt etwas betrübendes haben, darf vielmehr in Wahrheit als Gewinn freudig hingenommen werden, am meisten von denen, welche berufen sind Lehrer an den Pflegestätten der Wissenschaft zu sein, da ihre Aufgabe nicht darin beschlossen ist Kenntnisse einzupflanzen, Methoden zu zeigen, Fertigkeiten beizubringen, sondern vor allem darauf gerichtet ist ein Geschlecht von wahrheitliebenden und wahrheitsuchenden Männern zu erziehen.

In diesen Gedanken, in dieser Erfassung ihrer Aufgabe fühlt sich auch unsre Universität gestärkt und erhoben im Hinblick auf das Vorbild ihres erhabenen Schützers, unsers ehrwürdigen Kaisers. Er will nicht scheinen, er will sein. Mit nie versiegender Treue übt Er die schweren Pflichten Seines Herrscherberufes bis ins Kleinste hinein, schenkt allen Zweigen des öffentlichen Lebens Seine aufrichtige und tätige Fürsorge, säet aber damit auch die Saat nicht blos der Ehrerbietung: Er wird geliebt von Seinem Volke, wie je ein König geliebt worden ist. Besonders an Seinem heutigen Geburtsfeste ist Er der wahrsten Teilname sicher. Mit freudig bewegtem Gesichte, mit begeisterter Stimme fassen wir unsre aus der Tiefe eines warmen Herzens kommenden Wünsche in den Ruf zusammen:

Gott schütze, Gott segne Seine Majestät unsern allergnädigsten Kaiser und König!
Er lebe hoch!